

Meine Kinderzeit im Insthaus Rosenthal

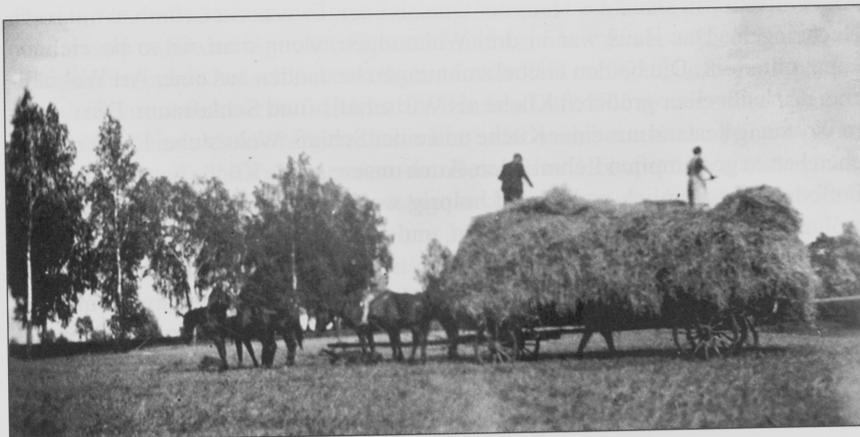
Unsere Familie:

Geboren bin ich 1935 in Mulden. Mulden hieß unser Kirchdorf seit 1938. Von 1936 bis zur Umbenennung schrieb man meinen Geburtsort: Mulschen, vorher lautete die Schreibweise: Muldszen, obwohl man von jeher Mulschen sagte, das „dsz“ bzw. „sch“ wurde so weich wie das „J“ in Journal ausgesprochen. Die Schreibweise Muldszen bestand schon sehr lange. Der Ortsname könnte einmal preußischen Ursprungs gewesen sein, jedenfalls sprachen die alten Muldener ihr „Muldszen“ weich und fließend aus und beileibe nicht Mul d - s - z en.

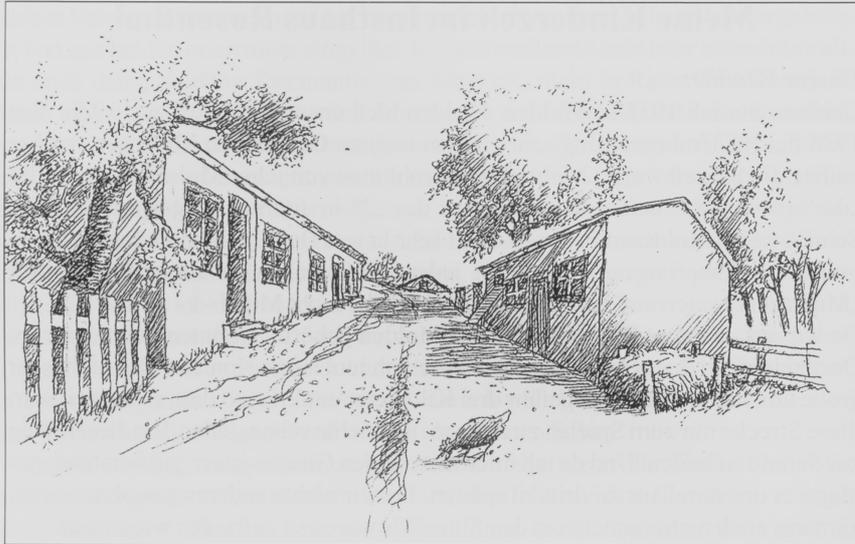
Da wir auf dem Gut Rosenthal, das zu Mulden gehörte, wohnten, hatten wir im Dorf keine Spielkameraden und zu den Bewohnern kaum Kontakt. Das nicht sehr große Gut lag vom Dorf ungefähr drei Kilometer entfernt, so dass es zu weit war, diese Strecke nur zum Spielen zu messen. Es reichte schon, jeden Tag diesen Weg zur Schule zu laufen. Und da ich mich mit meinen Geschwistern gut verstand, genügte es uns durchaus zu dritt zu spielen. Da wir nichts anderes gewohnt waren, kam uns auch nichts anderes in den Sinn. Wir waren so zufrieden wie es war.

Mein Vater Walter Kattoll war eines der Kinder eines Postangestellten in Hamburg, und die Familie meiner Mutter Else, geb. Lehmann, wie ich später erfuhr, stammte aus dem Ruhrgebiet bzw. Elsass. Wie meine Eltern sich in Ostpreußen zusammen gefunden haben, entzieht sich meiner Kenntnis, denn unser Familienleben seit 1945 war ja viel zu kurz, und wir Kinder waren viel zu klein um das zu erfahren. Unsere Großmutter mütterlicherseits wohnte im Nachbarort Gomischken, der 1938 in Gomingen umbenannt wurde. Nach meiner Kenntnis ist sie nach dem Krieg auf eine Mine gelaufen, sie war sofort tot.

Mein Vater arbeitete auf dem Gut als Schweizer. Meine Mutter war Hausfrau und



Bei der Heuernte auf dem Hof Kurt Grisée, Rosenthal



Instwohnungen Rosenthal mit Stallungen. Das Bild habe ich nach meiner Erinnerung zeichnen lassen.

ging nur zur Erntezeit aushelfen bei Heu- und Getreideernte und im Herbst Kartoffelernte. Wenn im Herbst auf dem Gut die Gänse geschlachtet wurden, war Mutter dabei mit anderen Frauen die Gänse zu rupfen. Als sie dann nach Hause kam, war sie voller Federn und Daunen, die man mühsam entfernen musste. Meine Eltern wohnten mit uns, d. h. meinem Bruder Reinhold, meiner Schwester Traute und mir im Insthaus Rosenthal. Ich war das jüngste Kind. Etwa 300 Meter vom Gut entfernt stand das Haus der Gutsabreiter. Es war ein Lehmhaus mit roten Dachziegeln. Das Haus war in drei Wohnungen, wenn man sie so bezeichnen kann, unterteilt. Die beiden Giebelwohnungen bestanden aus einer Art Wohnküche, das heißt einer größeren Küche als Wirtschafts- und Schlafräum. Die mittlere Wohnung bestand aus einer Küche und einer Schlaf-/Wohnstube. Die Wohnküchen hatten gestampften Lehm Boden. Auch unsere große Küche hatte solch einen Fußboden, der ziemlich wellig und holprig war. Aber wenn man sich daran gewöhnt hatte, konnte man da gut laufen, und man musste nicht immer die Gassen [das „u“ wird kurz ausgesprochen] beim Betreten der Küche ausziehen. Nur beim Kehren mit dem Strauchbesen musste man den Boden anfeuchten, indem man mit dem Mund einen Schluck Wasser aus dem Krug nahm und das Wasser auf den Boden prustete, so machten wir Kinder das. Ohne diese notwendige Prozedur kam man vor lauter Husten von dem aufgewirbelten Staub „fast um“. Gegenüber dem Insthaus befanden sich Stallungen. Wir hielten Federvieh und ein Schwein. Mitunter nähte Mutter für uns Kinder in der Wohn-/Schlafstube mit der Nähma-

schine Kleidung, oder ich durfte hier auch meine Schularbeiten machen. Außer uns wohnte in diesem Insthaus das letzte Jahr noch eine polnische Familie, mit der wir wenig Kontakt bekamen.

Unser Zuhause:

Die Schlaf-/Wohnstube war das Reich unserer Eltern. Es unterschied sich von anderen Räumen dadurch, dass es eine Bretterdielung hatte. So schliefen unsere Eltern in diesem Raum, und für uns Kinder stand in der Küche ein großes selbstgebautes Bett. Ob Vater das Bett selber zusammengezimmert hat, das weiß ich nicht. Jedenfalls hatten wir in ihm alle drei Platz, und zu dritt war es immer schön mollig, besonders im Winter, wenn es draußen knackig kalt war. Und all die Jahre, an die ich mich entsinnen kann, waren sie auch wirklich knackig. Der Küchenherd brachte nur so viel Wärme wie er befeuert wurde. Die Küche selbst war für meine Begriffe groß, aber einfach. Die Kücheneinrichtung bestand aus dem großen Bett für uns drei Kinder, einem Küchenschrank, und in der Mitte stand der große Küchentisch, um den wir immer mit Mutter herumgerannt sind, wenn wir was ausgefressen hatten und von Mutter mal was auf den Hintern bekommen sollten. Die Hetzjagd ging dann meistens so lange, bis alle anfangen zu lachen. Wenn es doch zu arg war, erfuhr es dann Vater, und wir bekamen unsere Strafe nachträglich. Oh, dann war unser Lachen wirklich vergangen. Vater war streng, aber gerecht.

Die Küche, weil sie groß war, diente gleichzeitig als Zwischenlager für Futter für die Tiere, für Kartoffeln, Mehl und Erbsen für die Familie. Unter dem Fenster standen Patscheimer und Eimer, worin das Futter für unsere Tiere zubereitet wurde. Das eigentliche Lager für Kartoffeln und Gemüse war unser Erdkeller, der sich etwas abseits an der Giebelseite des Wohnhauses befand. In diesem Erdkeller befanden sich auch die Steintöpfe mit den eingemachten süß-sauren Kürbissen.

Da das Wohn-/Schlafzimmer eine Dielung hatte und es das Reich unserer Eltern war, wurde es für den täglichen Gebrauch nicht genutzt. Und so spielte sich unser alltägliches Leben bei schlechtem Wetter im Großen und Ganzen in der Wohnküche ab. Sonst waren wir natürlich an der frischen Luft. Nur ab und zu war die ganze Familie beim „Mensch ärgere dich nicht“ oder auch bei anderen Würfelspielen in der Wohn-/Schlafstube zusammen. Besondere Höhepunkte waren immer Weihnachten, Ostern, große Geburtstage und Konfirmation. Dieses Zusammensein mit der ganzen Familie war für uns Kinder wie ein Fest. Hier stand auch zu Weihnachten der große geschmückte Weihnachtsbaum, und am Heiligabend fand hier die Bescherung statt. Im Raum stand ein großer Ofen mit einer Röhre, in der unsere Mutter immer zu Weihnachten selbstgemachte Marzipankugeln zum Trocknen hineinlegte. Die schienen so „trocken“ zu werden, dass sie nach und nach einfach verschwanden. Mutter schaute uns beide Jungens dabei verdächtig und schmunzelnd an, wenn wir auch so taten, als würde uns dieser Verdacht gar nicht betreffen.

Dann stand noch das Doppelbett der Eltern da, ein großer Schrank in der Ecke, hinter dem Vater sein Gewehr verwahrte. Wozu er es gebrauchte, wenn überhaupt, weiß ich nicht.

Natürlich stand hier auch ein Tisch mit vier oder fünf Stühlen. An der Wand, neben der Tür, war eine Landkarte angebracht, auf der Vater die Linien der Front einzeichnete. So wusste er immer über die aktuelle Situation an der Front Bescheid. Natürlich interessierte uns Kinder das alles am allerwenigsten.

Unsere Wohnung hatte zwei Zugänge, einmal durch den Flur zur Küche und zum anderen durch den zweiten Flur zum Wohn-/Schlafraum. Meist aber wurde die erste Variante gebraucht.

Schön war es im Winter, wenn es draußen richtig kalt war und das Feuer im Ofen knisterte, der eine wohlige Wärme spendete. Da wir ja in der Zeit keinen elektrischen Strom hatten, war an den langen Winterabenden nur eine Petroleumlampe unsere einzige Lichtquelle für die ganze Wohnung.

Innentoiletten kannten wir natürlich auch nicht. Dafür stand aber hinterm Haus der „Plumps klo“. Am Tage war ja alles sehr einfach, aber abends, wenn es dunkel und kalt war und der tiefe Schnee lag, dann musste man mit der Sturmlaterne um das ganze Haus gehen, am besten wenn einer mitkam. Außerdem hatten wir Kinder einfach Angst vor „Wölfen und Gespenstern“. Solche Geschichten bekamen wir von den Mitschülern aus der Schule mit, oder wenn sich die Erwachsenen darüber unterhielten, was sie in den Zeitungen gelesen hatten. Und die Kinderohren waren immer sehr gespitzt und haschten alles auf, besonders wenn die Erwachsenen tolle Schauergeschichten erzählten.

Mutiger ging es zu, wenn wir aus dem Erdkeller den süß-sauer eingelegten Kürbis holen sollten, der eigentlich für Weihnachten gedacht war. Aber da Mutter reichlich eingekocht hatte, reichte er auch für zwischendurch. Da wir Zucker und Süßigkeiten nur auf Lebensmittelkarten bekamen, war im Winter für die ganze Familie der eingekochte Kürbis die einzige süße Nascherei.

Im Sommer beziehungsweise im Herbst war das anders. Da gab es ja Kirschen und Pflaumen. Äpfel und Birnen stibitzten wir manchmal aus dem Obstgarten des Gutes. Und die schönen großen Erdbeeren aus dem Gutsgemüsegarten, soweit die Hände durch den Maschendrahtzaun sie erreichten, mundeten vorzüglich. Wir durften uns nicht erwischen lassen, wenn Vater das zu hören bekam, gab es eine Standpauke. Ab und zu bekamen wir auch ein Päckchen aus Hamburg von Vaters Eltern, und da waren dann auch ein paar Süßigkeiten für uns dabei.

Das Gut war nicht sehr groß, ein großer Hof. Aber wir Kinder interessierten uns nicht dafür. Ich weiß nur, dass mein Vater ungefähr 15 Kühe zu versorgen hatte, und der polnische Nachbar eine Anzahl Pferde und das Federvieh. Mein Vater musste die Kühe versorgen, melken, die Milch zur Molkerei nach Mulden fahren und im Winter das Füttern und Ausmisten verrichten. Beim Füttern der Kühe im Winter waren Reinhold und ich gerne dabei, denn Vater holte vom Speicher Kraft-



Die Viehherde, die mein Vater zu versorgen hatte. Im Hintergrund der Birkenweg von Rosenthal nach Escherwalde und Lehmhöfel (links) sowie nach Mulden (rechts).

futter für die Tiere. In diesem Kraftfutter fand man auch getrocknete und gequetschte Sojabohnen, die wir uns schmecken ließen. Vater passte aber auf, dass wir nicht viel davon aßen, denn die Kühe sollten ihr Kraftfutter bekommen. Außerdem würden wir womöglich Bauchschmerzen bekommen, sagte Vater. Der Gutshof war von mehreren Bauten wie Gutshaus, Wagenschuppen, Pferdestall, Kuh- und anderen Stallungen für Schweine und Federvieh und der Scheune umgeben. Außerdem gab es eine Remise für den Traktor, der noch zuletzt angeschafft worden war und den Vater fahren musste. Auch gab es Unterstände für Schlitten und Wagen. Der Holzschuppen war immer voll mit Holz, das von dem polnischen Gutsarbeiter aufbereitet wurde. An der Einfahrt zum Hof befand sich ein Hundezwinger mit einem großen schwarzen Hund, der dauernd lebhaft kläffte. Inmitten auf dem Hof stand eine große Holzpumpe, ich möchte sagen, dass sie 3–4 Meter hoch war. Solch eine Pumpe habe ich nie wieder gesehen. Da es hier noch keine Wasserleitung gab, versorgte diese Pumpe mit Wasser das Vieh, das Gutshaus und uns alle. Mein Vater brachte dann immer zwei Eimer Wasser mit nach Hause. Also mussten wir mit Wasser sparsam umgehen im Haushalt. Im Sommer brauchten wir zu Hause nicht zu baden, denn zum Waschen und zum Baden war für uns Kinder der Fluss, die Ilme, da. Wir Kinder waren wie die Wasserratten, und man musste aufpassen, dass die Haut nicht zu dünn wurde. Nur im Winter haben wir in Mutters großer Wäschewanne gebadet.

Unsere schöne Kindheit in Rosenthal

Es fällt mir schwer zu sagen, wann es die schönste Jahreszeit zu Hause war. Der Frühling, wenn das Eis auf dem Fluss mit krachendem Getöse ging. Die Eisschollen schoben sich über- und untereinander, zerbrachen dann mit einem großen

Knall, oder sie wurden wie durch heimlich Kräfte auf das Ufer geschoben. Man hätte stundenlang diesem Naturspiel zuschauen können. Oder die schöne Wiese mit dem saftigen Grün im Frühling mit den wunderschönen Blumen, auf der wir immer zu Ostern bunte Ostereier fanden, die Mutter in aller Herrgotsfrühe ausgelegt hatte und wir Kinder sie im nassen und kalten Tau barfuß einsammelten. Ich weiß gar nicht, wie Mutter es geschafft hatte, so heimlich die Ostereier zu färben, dass wir Kinder das gar nicht mitbekamen.

Nicht immer, aber meist spiegelte sich die Sonne in den Tautropfen in allen Regenbogenfarben. Am azurblauen Himmel war nicht eine Wolke zu sehen, um so zu bestätigen, dass es ein schöner Frühlingstag werden würde. Auch die Vögel waren schon wach und trällerten ihre schönsten Lieder. Hier und da versuchten die Frösche ihre Musik mit anzustimmen. Auch den Fischen im Fluss schien der Tag zu gefallen, sie sprangen vor Übermut im Wasser hin und her.

Ostern gingen wir schmackostern. Ich erinnere mich gern an den alten Brauch. Wir hatten schon vorher, auf Anraten unserer Mutter in Vorbereitung auf Ostern Birkenreisig treiben lassen. Dann nahmen wir mit Reinhold einen Stock mit dem Birkenreisig und liefen zum Gut. Die Gutsfrau war immer freundlich. Sie ließ sich aber nicht mit unserem Reisig bearbeiten, sondern sagte, dass ihre Tochter noch im Schlafzimmer fest schlafen würde. Wir schlichen uns leise heran, zogen die



Bettdecke weg und während wir mit unserem grünen Birkenreisig auf Beine und Po hauten, sagten wir unseren Vers auf:

„Oster, schmackoster, drei Eier, Stöck Speck,
e Dittche fare Bommer, denn si eck gliek wegg.“

Das taten wir mit großem Vergnügen, und bearbeiteten das arme Mädchen von beiden Seiten des Bettes, der es natürlich gar nicht gefiel. Für uns kam ja danach das Schönste. Für unsere „Arbeit“ bekamen wir bunte Eier, Kuchen, eine Leber- und eine Blutwurst als Kringlewurst, die wir auf den Stock hängten, und ein paar süße Kleinigkeiten. Ja, auch ein paar Reichspfennige waren dabei. Froh gelaunt ging es dann nach Hause. *(Teil II folgt)*

*Bernhard Kattoll (aus Rosenthal)
Robert-Koch-Str. 5, 06917 Jessen*

*Für Ihre Spenden, liebe Landsleute, für unsere
Gerdauer Wolfskinder danken wir Ihnen recht herzlich.
Deutsche Bank, BLZ 210 700 20, Kto.-Nr. 611 011 860*